

Der unbekannte Jesus

1 Der Jesus, den ich zu kennen glaubte

Meine erste Bekanntschaft mit Jesus machte ich als Kind. Ich sang „Jesus liebt mich“ in der Sonntagsschule und abends wandte ich mich an den „lieben Herrn Jesus“. Im biblischen Unterricht sah ich zu, wie Flanellfiguren auf einer Wandtafel hin- und hergeschoben wurden. Ich verband Jesus mit Brause, Plätzchen und Goldsternchen für gutes Aufpassen.

An ein Bild in der Sonntagsschule erinnere ich mich besonders gut, ein Ölbild an einer Betonwand. Jesus hatte darauf lange, wehende Haare, wie ich sie noch bei keinem Mann gesehen hatte. Sein Gesicht war hager und schön, seine Haut wächsern und weiß wie Milch. Er trug einen scharlachroten Umhang, bei dem sich der Künstler viel Mühe gegeben hatte, das Lichtspiel auf den Falten wiederzugeben. Auf seinen Armen hielt Jesus ein kleines, schlafendes Lamm. Ich stellte mir vor, dieses Lamm zu sein, so reich gesegnet, dass man dafür keine Worte finden konnte.

Vor kurzem las ich ein Buch des älteren Charles Dickens, in dem er das Leben Jesu für seine Kinder zusammenfasste. Darin erscheint Jesus wie eine viktorianische Kinderfrau, die den Jungen und Mädchen über den Kopf streicht und dabei Ratschläge erteilt wie: „Nun, Kinder, ihr müsst zu eurer Mutti und eurem Papi immer schön lieb sein.“ Plötzlich sah ich wieder das Bild von Jesus vor mir, das in der Sonntagsschule vermittelt wurde und mit dem ich aufgewachsen war: jemand Nettes und Beruhigendes ohne Ecken und Kanten – wie ein Moderator im Kinderfernsehen. In dieser Vorstellung hatte ich als Kind Trost gefunden.

Später, während meines Studiums an einer theologischen Akademie, begegnete mir ein anderes Bild. Zu jener Zeit gab es ein recht populäres Gemälde, das in Dalí-Manier am Gebäude der Vereinten Nationen hing und Jesus mit ausgestreckten Händen zeigte. Dies war der unermessliche, alles umfassende Jesus, der Ruhepunkt in allen Tumulten. Diese Figur hatte so gar nichts gemein mit dem Jesus meiner Kindheit, der das Lamm behütete.

Trotzdem sprachen die Studenten mit erschreckender Vertrautheit von diesem weltumfassenden Jesus. Die Akademie drängte uns, „eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus“ zu entwickeln. In den Gottesdiensten brachten wir unsere Liebe zu Jesus in Chorälen voller vertrauter Bilder zum Ausdruck. Studenten bezeugten ihren Glauben, indem sie hin und wieder einfließen ließen: „Der Herr befahl mir ...“ Mein eigener Glaube bestand zu der Zeit eher in skeptischem Abwarten. Ich war misstrauisch, verwirrt, voller Fragen.

Wenn ich auf die Studienzeit zurückblicke, muss ich feststellen, dass ich mich von Jesus immer mehr entfernte – aller religiöser Vertrautheit zum Trotz. Er verkam zum bloßen Studienobjekt. Ich lernte die vierunddreißig Wunder in den Evangelien, aber die Wirkung jedes einzelnen Wunders entging mir. Ich studierte die Seligpreisungen, ohne zu begreifen, dass keiner – und ich am wenigsten – den Sinn dieser geheimnisvollen Ansprüche verstand, geschweige denn sie in seinem Leben umsetzen konnte.

Wenig später stellten die sechziger Jahre, die mich wie wohl die meisten Christen erst in den frühen Siebzigern erreichten, alles in Frage. *Jesus Freaks* – allein die Bezeichnung wäre in den geruhsamen fünfziger Jahren ein Widerspruch in sich gewesen – tauchten urplötzlich wie Außerirdische auf. Nachfolger Jesu waren nicht länger geschneigelte Vertreter der Mittelklasse, sondern ungepflegte, zerzauste Radikale. Liberale Theologen hängten Jesus-Poster neben Fidel Castro und Che Guevara.

Langsam dämmerte mir, dass mehr oder weniger alle Jesus-Darstellungen, darunter auch der „Gute Hirte“ aus der Sonntagsschule und der Jesus der Vereinten Nationen in der Theologischen Akademie, ihn mit Schnurr- oder Vollbart zeigten. Aber den Studenten war ein Bart strikt untersagt. Plötzlich stiegen in mir Fragen hoch, auf die ich als Kind nie gekommen war. Zum Beispiel: Wieso kreuzigte man jemanden, weil er Menschen sagte, dass sie nett zueinander sein sollten? Welche Regierung würde den Moderator des Kinderprogramms hinrichten lassen? Thomas Paine hat einmal gesagt, dass keine Religion, deren Lehre die kindliche Sensibilität verletzt, göttlich sein könne. Wie ließ sich diese Aussage mit dem Kreuz vereinbaren?

1971 sah ich *Das erste Evangelium – Matthäus* des italienischen Filmmachers Pier Paolo Pasolini. Dieser Film erregte nicht nur die religiösen Institutionen, die Jesus auf der Leinwand kaum wieder erkannten, sondern auch die

Filmbranche, da Pasolini erklärtermaßen ein homosexueller Marxist war. In einer ironischen Geste widmete Pasolini den Film Papst Johannes XXIII., der indirekt für sein Entstehen verantwortlich war. Aufgrund des Papstbesuchs war Pasolini in Florenz in einen ungeheuren Verkehrsstau geraten. Als er nicht weiterkam, mietete er sich kurzerhand in einem Hotel ein, wo er gelangweilt nach dem Neuen Testament in seinem Nachttisch griff und das ganze Matthäus-Evangelium durchlas. Was ihm dort begegnete, berührte ihn so, dass er einen Film ausschließlich mit den Worten des Evangelisten drehen wollte.

Pasolinis Film greift die Jesus-Vorstellungen der 60er Jahre auf. Mit geringem Budget in Süditalien gedreht, vermittelt der Film mit seinem Kalkweiß und den staubigen Grautönen etwas von dem palästinensischen Umfeld Jesu. Die Pharisäer tragen turmhohe Kopfbedeckungen und Herodes' Soldaten erinnern an faschistische *Squadristi*. Die Jünger verhalten sich wie blutige Anfänger, während Jesus, mit unbeirrbarem Blick und durchdringender Intensität, furchtlos erscheint. Gleichnisse und Aussprüche schleudert er abgehackt über seine Schulter hinweg, während er von Ort zu Ort hetzt.

Man kann die Wirkung von Pasolinis Film nur ermessen, wenn man in jenen turbulenten Zeiten jung gewesen ist. Dieser Film lässt seither spöttelnde Zuschauer verstummen. Radikale Studenten erkannten, dass sie nicht die Ersten waren, die gegen Materialismus und Scheinheiligkeit kämpften und für Frieden und Liebe eintraten.

Dieser Film trieb die Umwertung meines Jesus-Bildes weiter voran. So, wie er dort aussah, ähnelte Jesus denen, die bei keiner theologischen Ausbildungsstätte angenommen worden wären und denen die meisten Kirchen ablehnend gegenüber gestanden hätten. Bei seinen Zeitgenossen galt Jesus „als Weinliebhaber und Schlemmer“. Machthaber – im religiösen wie im politischen Bereich – betrachteten ihn als Anführer und Störenfried. Er sprach und handelte wie ein Revolutionär, verachtete Ansehen, Familie, Besitz und andere traditionelle Zeichen des Erfolges. Es war nicht zu leugnen, dass das gesamte Drehbuch von Pasolini aus dem Matthäus-Evangelium stammte, aber die Botschaft des Films stimmte ganz sicher nicht mit meiner bisherigen Vorstellung von Jesus überein.

Zur gleichen Zeit schrieb ein diakonischer Mitarbeiter namens Bill Milliken, der in der Innenstadt eine Kommune aufgebaut hatte, das Buch *Mach's gut, lieber Herr Jesus*. Der Titel bezeichnete genau die Veränderung, die sich in mir vollzog. Zu jener

Zeit arbeitete ich als Herausgeber des *Campus-Life*-Magazins, des offiziellen Organs von „Jugend für Christus“. *Aber wer ist eigentlich dieser Jesus?*, fragte ich mich. Beim Schreiben und Redigieren beschlichen mich leise Zweifel: *Glaubst du das eigentlich wirklich? Oder zeigst du nur Linientreue, für die man dich bezahlt? Hast du dich schon dem sicheren, konservativen Establishment angeschlossen – der modernen Version jener Gruppierungen, die sich von Jesus so bedroht gefühlt hatten?*

Und so oft wie möglich vermied ich es, direkt über Jesus zu schreiben.

Als ich heute Morgen meinen Computer einschaltete, ließ Windows das Datum aufblitzen. Damit erkannte es indirekt an – wie man sich persönlich auch dazu stellen mag –, dass die Geburt Jesu wichtig genug ist, die Geschichte in zwei Teile zu spalten. Alles, was jemals auf diesem Planeten geschehen ist, wird nach dem Kriterium eingeordnet, ob es vor oder nach Christus war.

Richard Nixon ließ sich 1969 von der allgemeinen Aufregung bei der ersten Mondlandung der Apollo anstecken: „Dies ist der größte Tag seit der Schöpfung!“, jauchzte er, bis Billy Graham ihn an Weihnachten und Ostern erinnerte. Ohne Zweifel hatte Billy Graham damit Recht – welches historische Kriterium man auch immer zugrunde legen mag. Der Mann aus Galiläa, der zu seinen Lebzeiten insgesamt nicht zu annähernd so vielen Menschen sprach wie Billy Graham, veränderte wie kein anderer diese Welt. Er führte ein neues Kraftfeld in die Geschichte ein, und mittlerweile beruft sich ein Drittel der Weltbevölkerung auf ihn. Was auch immer wir tun – wir werden diesen Jesus einfach nicht los.

„Mehr als 1900 Jahre später“, gab H. G. Wells zu, „kann selbst ein Historiker wie ich, der sich noch nicht einmal als Christ bezeichnen würde, nicht der Versuchung widerstehen, Ereignisse um diesen bedeutenden Mann zu gruppieren ... Ein Historiker bemisst die Größe einer Persönlichkeit nach deren entwicklungsfähiger Hinterlassenschaft. Veranlasste sie Menschen, eine neue Denkrichtung einzunehmen, die auch nach ihrem Tod weiter Bestand hatte? Bei diesem Test kommt Jesus am besten weg.“ Die Größe eines Schiffs kann man aus seinem Wellengang erschließen.

Und doch schreibe ich nicht ein Buch über Jesus, weil er die Geschichte so entscheidend geprägt hat. Es reizt mich ja auch nicht, ein Buch über Julius Cäsar

oder den Kaiser, der die Chinesische Mauer errichten ließ, zu verfassen. Mich zieht Jesus unwiderstehlich an, weil er sich an den Wendepunkt des Lebens – meines Lebens – stellte. „Das sage ich euch: Wer sich öffentlich zu mir bekennt, für den werde ich auch in Gottes Gericht vor den Engeln eintreten“, versprach er. Jesus zufolge bestimmt das, was ich über ihn denke und wie ich mich ihm gegenüber verhalte, mein Schicksal bis in alle Ewigkeit.

Manchmal akzeptiere ich den kühnen Anspruch Jesu ohne jedes Zögern. Aber ich muss zugeben, dass ich mich zuweilen frage, was dieser Mann, der vor 2000 Jahren in einer Gegend namens Galiläa gelebt hat, mit meinem Leben zu tun haben könnte. Ob ich diese Spannung zwischen Zweifel und Liebe jemals auflösen kann?

Ich setze mich gerne schriftlich mit meinen Zweifeln auseinander. Das zeigt sich schon in meinen Buchtiteln *Wo ist Gott, wenn es wehtut?* Und *Von Gott enttäuscht*. Dabei komme ich immer wieder auf dieselben Fragen zurück. So, wie man alte Wunden leckt, die nicht heilen wollen. Kümmert Gott sich um das Leid auf dieser Welt? Bedeuten wir ihm wirklich etwas?

Einmal war ich zwei Wochen lang in einer Berghütte in Colorado eingeschneit. Schneestürme blockierten Straßen und Wege, und wie Pasolini hatte ich nur eine Bibel als Lektüre. Ich las sie langsam und bedächtig, Seite für Seite. Im alten Testament identifizierte ich mich mit den kühnen Männern, die sich gegen Gott auflehnten: Mose, Hiob, Jeremia, Habakuk, den Psalmisten. Mir war, als sähe ich einem Schauspiel mit menschlichen Figuren zu, die ihre kleinen Triumphe und großen Tragödien auf die Bühne brachten. Immer wieder riefen sie dem unsichtbaren Regisseur zu: „Du hast keine Ahnung, wie das hier ist!“ Hiob war am unverfrorensten, indem er Gott vorwarf: „Hast du denn Menschaugen? Siehst du, wie ein Sterblicher sieht?“ Und immer wieder vernahm ich aus dem Hintergrund hinter den Kulissen das Echo einer Stimme. „Schließlich machst du dir auch keine Vorstellung davon, wie das hier hinten ist“, rief sie Mose und Hiob noch lauter zu.

Aber bei den Evangelien hörten die Anklagen auf. Gott – wenn man das so sagen darf – fand heraus, wie es sich hier auf der Erde lebt. Jesus erfuhr in seinem kurzen, harten Leben das Leid, nicht weit entfernt von der staubigen Wüste, in der Hiob sich abgequält hatte. Einer der vielen Gründe für die Geburt Jesu war sicherlich auch der, eine Antwort auf Hiobs Klagen zu geben. „Hast du denn Menschaugen?“ Eine Zeit lang hatte Gott sie.

Könnte ich doch nur einmal die Stimme eines Wirbelsturmes hören oder wie Hiob selbst mit Gott sprechen! Dieser Gedanke steigt manchmal in mir hoch. Und vielleicht ist das der Grund, warum ich jetzt über Jesus schreibe. Gott ist nicht stumm: Sein Wort hat gesprochen, nicht in einem Wirbelsturm, sondern mit menschlichen Stimmbändern eines palästinischen Juden. Durch Jesus legte sich Gott selbst auf den Seziertisch, nahm die Haltung des Gekreuzigten ein, um sich von allen Skeptikern, die jemals gelebt haben, bis ins letzte Detail untersuchen zu lassen. Und zu diesen Skeptikern gehöre ich auch.

Wenn ich an Jesus denke, kommt mir ein Vergleich von Karl Barth in den Sinn. An einem Fenster steht ein Mann und starrt auf die Straße. Draußen schirmen Menschen ihre Augen mit den Händen ab und sehen in den Himmel. Der Mann am Fenster kann nicht erkennen, was es dort zu sehen gibt, weil ein Gebäude ihm die Sicht versperrt. Wir, die wir zweitausend Jahre nach Jesus leben, haben einen ähnlichen Standpunkt wie dieser Mann am Fenster. Wir hören die Ausrufe. Wir studieren die Gesten und Worte in den Evangelien und den vielen Büchern, die diese wiederum nach sich gezogen haben. Aber so sehr wir uns auch anstrengen, wir können doch den Jesus aus Fleisch und Blut nicht sehen.

Aus diesem Grunde können die, die nach Jesus suchen, oft nicht über ihren Tellerrand hinausschauen. Für den Lakota-Stamm ist Jesus zum Beispiel das „Büffelkalb Gottes“. Die kubanische Regierung verteilt ein Gemälde mit Jesus, der einen Karabiner geschultert hat. Während der Religionskriege mit Frankreich riefen die Engländer: „Der Papst ist Franzose, aber Jesus ist Engländer!“

Jüngere Forschungen machen das Bild noch verworrener. Wenn man wissenschaftliche Buchhandlungen durchforstet, stößt man auf Jesus als politischem Revolutionär, als Magier, der Maria Magdalena heiratete, als Charismatiker aus Galiläa, Rabbi oder friedliebendem, jüdischem Zyniker, als Pharisäer, pharisäerfeindlichem Essener, als eschatologischem Propheten, als „Hippie in einer Welt von Augustinischen Yuppies“ oder als halluzinogenem Führer eines heiligen Pilz-Kultes. Ansonsten ganz seriöse Wissenschaftler veröffentlichten diese Werke ohne die geringsten Anzeichen von Verlegenheit.

Wie kann man inmitten solcher Verwirrung auf die einfache Frage „Wer war Jesus?“ antworten? Säkulare Historiker geben nur wenig Auskunft. Paradoxe Weise

ist die Persönlichkeit, die die Geschichte mehr als alle anderen geprägt hat, der Aufmerksamkeit der meisten Forscher und Historiker entgangen. Selbst die vier Verfasser der Evangelien ließen einiges aus, was den heutigen Leser interessiert hätte, da sie nur etwas ein Zehntel seines Lebens beschrieben. Und da keiner von ihnen auf seine äußere Erscheinung einging, wissen wir nichts über seine Figur oder Augenfarbe. Die Angaben zu seiner Familie sind so spärlich, dass man bis heute darüber streitet, ob er Geschwister hatte. Was man heutzutage von Biografien erwartet, war für die vier Evangelisten belanglos.

Bevor ich mit diesem Buch begann, recherchierte ich einige Monate in drei Seminar-Bibliotheken – einer katholischen, einer liberal-protestantischen und in einer konservativ-evangelikalen. Es war ausgesprochen einschüchternd, als ich am ersten Tag entdeckte, dass nicht nur mehrere Regale, sondern ganze Wände mit Büchern über Jesus gefüllt waren. Ein Forscher an der Universität von Chicago schätzt, dass allein in den vergangenen zwanzig Jahren mehr über ihn veröffentlicht wurde als in den vorigen 1900 Jahren zusammen. Mir kam es fast so vor, als ob der überspitzte Kommentar am Ende des Johannesevangeliums wahr geworden wäre: „Es gibt noch vieles andere, was Jesus getan hat. Aber wollte man das alles eins nach dem anderen aufschreiben, so wäre wohl auf der ganzen Welt nicht genügend Platz für die vielen Bücher, die dann geschrieben werden müssten.“

Die Anhäufung wissenschaftlicher Erkenntnisse lähmte mich fast. Ich las Unmengen von Berichten über die Herkunft des Namens Jesu, Erörterungen darüber, welche Sprachen er beherrschte, Debatten über die Frage, wie lange er in Nazareth, Kapernaum und Bethlehem gelebt hatte. Jedes lebensnahe Bild verschwamm, und irgendwie hatte ich das Gefühl, dass Jesus über die meisten Beschreibungen, die ich studierte, entsetzt wäre.

Aber wenn ich in den Evangelien las, lichtetete sich der Nebel. J. B. Phillips schrieb, nachdem er die Evangelien übersetzt und übertragen hatte: „Ich habe Unmengen von Mythen in Latein und Griechisch gelesen, aber in den Evangelien fand ich nicht die geringste Spur eines Mythos. Niemand hätte einen so naiven und anfechtbaren Bericht schreiben können, wenn nicht ein wahrhaftiges Ereignis dahinter stände.“

Mache religiösen Bücher habend den unangenehmen Beigeschmack von Stimmungsmache – nicht so die Evangelien. Markus schildert das wohl bedeutendste Ereignis der Geschichte, das Theologen mit Begriffen wie

„Versöhnung“, „Sühne“, Opfer“ zu beschreiben versuchten, in einem einzigen Satz: „Aber Jesus schrie laut auf und starb.“ Seltsame, unvermutete Szenen tauchen auf, wie etwa die Bemühungen der Familie Jesu und seiner Nachbarn, ihn fortzuschaffen, weil Verdacht auf eine Geisteskrankheit besteht. Warum sollte man solche Ereignisse in einer Heiligenbiografie erwähnen? Selbst die ergebensten Anhänger Jesu kratzen sich ratlos am Kopf: *Wer ist dieser Mann?* Sie waren eher perplex als verschwörerisch.

Jesus selbst stellte seine Identität nicht hieb- und stichfest unter Beweis, wenn man ihn dazu herausforderte. Er ließ zweifelsohne hier und da Bemerkungen fallen, aus denen man auf seine Person schließen konnte, aber er sagte auch, nachdem er auf die Fakten hingewiesen hatte: „Selig ist jeder, der sich nicht an mir ärgert.“ Liest man jedoch die Berichte, so wird es schwer sein, sich nicht an dem einen oder anderen Punkt zu ärgern. Aber die Entscheidung überlassen die Evangelien erstaunlich großzügig dem Leser. Sie liefern einzelne Informationen, die der Leser selbst zu einem Ganzen zusammenfügen muss. Dies finde ich an den Evangelien so erfrischend.

Ich glaube, all die verdrehten Theorien, die seit dem Tod Jesu immer wieder auftauchen, bestätigen lediglich, welch ungeheures Risiko Gott eingegangen ist, als er sich auf den Seziertisch legte – und dass er es anscheinend gerne einging: Untersuch mich ganz genau. Überprüf mich, stell mich auf die Probe. Es ist deine Entscheidung.